

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 53 Nummern 8 Thlr. Bestellungen nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Dritter Jahrgang.



No. 25.

Donnerstag, am 16. Juni.

1853.

Gewagtes Spiel.

Erzählung.

„Wo bin ich, liebe Auguste! Ach, was es heute für Mühe gekostet, mich von einer Partie loszumachen, um nur herkommen zu können. Aber wie! ist Ludwig noch nicht hier?“ Mit diesen Worten sprang ein junges Mädchen einen Gartenpfad entlang, ihre Rede an ein anderes Mädchen ihres Alters richtend, das sich am Ende des Ganges in einer Laube befand und damit beschäftigt war, Kaffeetassen in Ordnung zu stellen. Die Angeredete bot der Ungestümen freundlich die Hand und erwiderte: „wahrhaftig, Antonie, Du bist schrecklich verliebt, hätte Cousin Ludwig mich nicht so dringend gebeten, ich hätte diese Zusammenkunft ohne Wissen meiner Mutter nicht veranstaltet. Und der arme kranke Robert, wenn er das wüßte!“

„O, sei still Auguste, erinnere mich nicht an ihn. Daß er krank ist, thut mir leid, aber deshalb werde ich doch meiner Neigung folgen dürfen?“

Auguste wollte etwas erwidern, aber Antonie schnitt ihr die Antwort ab, indem sie tief: „predige

mir nur jetzt keine Moral. Ich bin zwanzig Jahr alt und weiß am besten, was ich zu thun habe. Verdrieß mir den schönen Nachmittag nicht. Ah sieh da, Ludwig!“ und schnell eilte sie einem jungen, etwas stüberhaft gekleideten Manne entgegen, der das Mädchen feurig in die Arme schloß und dann mit ihr nach der Laube ging, wo Auguste den dampfenden Kaffee servierte, nachdem sie mit etwas umwölkter Stirn den Cousin begrüßt hatte, der sich jedoch nicht im mindesten seine angenehme Laune stören ließ und beide Mädchen auf's beste unterhielt. Antonie lachte oft hell auf, was ihrem nicht hübschen Gesicht gut stand und Augustens Stirn glättete sich nach und nach. Wenn Antonie ernst und unbeschäftigt war, dann sah sie meistens verdrüsslich aus und der Eindruck, den sie machte, war kein angenehmer, erfrischender; ihre Farbe war fahl, das Haar matt dunkel blond und ihre blauen Augen hatten oft etwas lauerndes, kaltes. Dann war ihre Sprechweise träg und unlieblich. In Gesellschaft dagegen war sie gewöhnlich von ausgelassener Lustigkeit, oft sah man wohl Affectation, sobald sie sich von einem Manne beachtet sah. Dann wurde sie animirt, dann sprudelte es von ihren Lippen,

ihre Wangen rötheten sich, die Glieder bekamen Elastizität und sie gefiel manchem. Das Außere des jungen Kaufmanns Ludwig konnte man mit den Worten: ein netter junger Mann, ausdrücken, es fehlte ihm dasjenige, was einnimmt oder tieferes Interesse erweckt. Er war munter, unterhaltend, oberflächlich, für den Augenblick gefallend, dienfertig und galant.

Auguste bemerkte nach einiger Zeit des harmlosesten Geplauders, daß ihre stete Anwesenheit nicht gewünscht wurde, sie schützte eine kleine häusliche Besorgung vor und verließ das Paar, das sich doch ein wenig bedrückt fühlen mochte. Eine kleine Pause trat ein, die Ludwig zuerst unterbrach, indem er sagte: „meine liebe Antonie, morgen muß ich abreisen, wie Du weißt, nicht wahr? Du wirst doch nun in kürzester Frist Dein Verhältniß auflösen, wie Du mir heilig versprochen hast. Schreibe es Deinem Verlobten, daß Dein Herz ihm nicht gehören kann, daß Du mich liebst. O, ich bitte Dich, thue es bald. Denkst Du denn, ich sei gar nicht eifersüchtig, wenn Robert auch nicht in Deiner Nähe ist?“

„Nun, ein wenig Eifersucht schadet nicht, habe ich sie an Robert doch immer zu sehr vermisst,“ lachte Antonie schelmisch.

„Aber, Theuerste, Eifersucht quält! Willst Du denn so grausam gegen mich sein?“ fragte Ludwig.

„Nein, das nicht! Du weißt ja, daß ich Dich liebe. Der beste Beweis ist der, daß ich meinem reichen Verlobten den Abschied gebe und Dich erwähle. Du bist gut, schön, ein wenig leichtsinnig vielleicht, dafür hast Du ein gutes Herz, lustig, und immer guter Laune. Robert ist ernst, krank, verdrüsslich, lacht fast nie, schließt sein Geld im Kasten ein, statt daß er mir ein neues Kleid kaufte. Ob er mich liebt, weiß ich nicht, daß er mir aber sehr gleichgültig ist, das weiß ich und daß ich Dich über alles liebe, das sagt mir mein Herz; o fühle, wie es klopft.“

„Antonie, Du entzückst mich! Ich muß Dir gestehen, auch Du besitzest ein gutes Theil Leichtsinn, nicht so, mein Liebchen? Aber gerade so gefällst Du mir. Ach, was für ein ehrbares Ehepaar werden wir Beide nicht abgeben. Und zu lange sollst Du nicht darauf warten.“

Diese Reise ist der erste Schritt dazu. Mein Vater nimmt mich, nachdem ich ihm meine Leidenschaft für Dich gestanden, zum Associé, dann ist die

Hochzeit und Dein liebenswürdiges Brummbär von Bräutigam hat das Nachsehen!“ Er umschlang die Geliebte feurig, zog sie von der Bank und verließ mit ihr die Laube, um der sich nähernden Auguste entgegenzugehen. Die Zeit der Trennung nahte, ein lebendiger Briefwechsel wurde gegenseitig versprochen mit den Beteuerungen, ewige Liebe und Treue, unter abwechselndem Lachen und Weinen des verliebten Paares.

Antonie war das einzige Kind ihrer Eltern. Ihr Vater war Beamter, der neben seinem bedeutenden Gehalt noch Vermögen besaß, das er durch übertriebene an Geiz streifende Sparsamkeit und kluge vorsichtige Wuchergeschäfte stets zu vergrößern bemüht war. Etwas vom Charakter des Vaters war doch auf Antonie überkommen. Ihre Gefällsucht und die damit verbundene, wie schon gesagt, oft affektirte Munterkeit verstäekte die Anlage zur Habsucht. Seit früher Jugend schon war sie mit dem Sohne eines Jugendfreundes ihres Vaters verlobt. Robert Brun hatte immer mit dem einige Jahre jüngeren Mädchen gespielt; schon damals nannte man sie Braut und Bräutigam, später war Robert längere Zeit fern gewesen und nach vollendeten Studien war die förmliche Verlobung der jungen Leute erfolgt, die sich nicht widerlegten, denn Verhältniß aber dadurch auch nicht an Wärme oder Leidenschaft zunahm. Robert war eine gute Partie; sein Vater besaß ein großes Vermögen, das nur an Robert und eine ältere verheirathete Schwester überging. Dies wußten Antoniens Eltern und sorgten, daß nichts Störendes in die lang gehaltenen Wünsche eingreife.

Robert war früh mutterlos geworden und, die zarte Fürsorge und Mutterzärtlichkeit schmerzlich entbehrend, hatte er sich von Kindheit auf gewöhnt, die warmen Gefühle seines Herzens tief im Innern zu verschließen. Sein Außeres erschien kalt und theilnahmslos, dennoch trug er ein warmes Herz in der Brust. Die Grundzüge seines Charakters waren edel und seine Handlungen basirten auf strengem Rechtsgesühl. Er wurde vielfach verkannt und sein ernstes, abgeschlossenes Wesen, das jeder gewinnenden Leichtigkeit oder einnehmenden Nonchalance entbehrete, nicht unterläßt durch bestechendes Außere, machten ihn nicht zum Lieblinge der Frauen.

In andern tief unter ihm liegenden Schichten der Gesellschaft, da war sein Platz, da wurde er gewürdigt, der das Unglück aufsuchte und mit Rath und That unterstützte. Hiervon aber erfuhr die Menge nichts, er that geräuschlos das Gute und verlangte keinen Dank. Antonie kannte ihn nicht besser als die andern, das Vertrauen war noch nicht in ihr Verhältniß gekommen, obgleich es Jahre zählte. Robert liebte seine Braut nicht, er hatte sich aber gewöhnt, sie als seine künftige Frau zu betrachten. Eine wirkliche Leidenschaft für ein anderes junges, weibliches Wesen hatte den Jüngling bisher nicht ergriffen. Sein Körper war zart und schwächlich gebaut, die eifrigen Studien hatten ihn angegriffen, so daß der Arzt eine Reise nach dem Gesundbrunnen S. unerläßlich fand.

Während dieser Abwesenheit hatte Antonie in einer Gesellschaft bei einer Freundin die Bekanntschaft jenes jungen Ludwig gemacht, der ein naher Verwandter Augustens war und von dieser Antoniens Verhältnisse kennen lernte, nachdem er schon durch deren aufmunterndes Betragen gegen ihn eine Erklärung gewagt hatte, die freudig aufgenommen worden war. Sein besseres Gefühl lehnte sich wohl im ersten Augenblicke auf, er dachte an das Seywurgene von Antoniens Verhältniß. Antonie hatte ebenfalls so viele Entschuldigungsgründe, daß sie sich hinreißen ließ und sich heimlich unter Augustens Schutz mit Ludwig verlobte.

Einige Zeit war vergangen. Antonie schrieb an Ludwig zärtliche Briefe, sie schrieb auch an Robert, den letzten freilich nicht in jenem Styl mit leidenschaftlichen Ausdrücken, doch vertieften ihre Briefe durch keine Sylbe eine Aenderung ihrer Gesinnungen.

Es waren dieselben Briefe, die sie früher geschrieben hatte, nicht die leiseste Andeutung darin, daß sie zurückzutreten gesonnen sei.

Eines Tages, als Antonie sich gerade zu ihrer Freundin Auguste begeben wollte, brachte ihr die Mutter einen Brief von Roberts Vater, der sie mit wenigen angstvollen Worten von der zunehmenden Krankheit des Sohnes benachrichtigte. Das Trinken des Brunnens und das Baden habe dem geschwächten Körper nicht zugefagt und seit einigen Tagen habe sich ein ihm und den Aerzten unerklärbarer Zustand hinzugesellt, den er der Braut nicht verschweigen dürfe. Eine eigenthümliche, nie an Robert bemerkte Reizbarkeit und Aufregung habe sich seiner bemächtigt, die bei der zarten Constitution des Leidenden alles fürchten lasse. Er ließ den Wunsch durchblicken, Antonien dort zu sehen, in der Hoffnung, so dem geliebten Sohne Ruhe und bessere Pflege zu verschaffen.

Antonie war heftig erschrocken. Die Pflicht gebot ihr, ihr der Verlobten an das Krankenlager zu eilen, aber eine noch heiligere Pflicht stieß sie zurück. Wie konnte, wie sollte sie sich dem Sterbenden nahen mit dem treubruchigem Herzen! Antonie, die kalte, berechnende Seele schwankte nicht lange. Ihre Eltern wußten nichts von Ludwig, sie kannten ihn nur oberflächlich. Welche beschämende Geständnisse hätte es jetzt bedurft und diese konnten ja vermieden werden. Sie packte noch denselben Abend die Koffer und reiste in Gesellschaft der Mutter nach S. Was sie hier eigentlich wollte: noch war es ihr selbst nicht ganz klar.

(Schluß folgt.)

Andre Liebe.

Ich liebe Dich! — doch fühl' ich kein Verlangen,
Dem Schwarm der Thoren, die von Liebe weinen,
In Thränen Himmelsthan zu finden meinen,
Mit ihrem Gränzen Schmerz womöglich prangen,
Mit ihrem Quentchen Freude frech sich brüsten,
Dem nachzuahmen. — Bessres läßt sich fassen,
Das beste finden, ist man erst beim Hassen
Des Schlechten, der erbärmlichen Gelüsten!
Dich liebe ich! — ich kann nicht zu Dir beten,
Unwürdig wär's — frei will ich vor Dich treten
Mit ungebeugtem, doch demüth'gem Sinn.

Und so auch Du! in angeborner Würde,
Und doch entledigt von des Stolzes Bürde,
Magst Du mir sagen: gehe! — Nimm mich hin!
Adolf Stern.

Nicht wahr, mein Herz, das Leben ist so schön?

Gehört, geträumt! Nun fahr' ich stromhinau nieder,
Vorbei das Land mit seiner Blütenpracht,
Vorbei der Lena, vorbei die stolzen Lieder,
Ein einsam Klagen wimmert durch die Nacht!
Ein einsam Streiten und ein einsam Ringen,
Ein einsam Kommen und ein einsam Geh'n.

Du hast die Wahl von all den süßen Dingen, —
Nicht wahr, mein Herz, das Leben ist so schön?

Geliebt, gesehnt; — wer wollt' es dir verbieten?
Du glücklich Herz, das ja noch lieben darf!
Geliebt, gesehnt! — Was kümmern dich die Nieten,
Die dir Fortuna vor die Füße warf? —
Nun darfst du's fingen, wie es dir gewesen,
Es liebt's die Welt und möcht' es gern verstehen,
Sie preisen's doppelt, wenn sie's halb gelesen,
Nicht wahr, mein Herz, das Leben ist so schön?

Geglaubt, gezweifelt; — bist du nun im Reinen,
Den rechten Pfad, hast du ihn nicht verfehlt?
Schön war der Plan, die Geister zu vereinen,
Du hast verspielt, — nun lacht die blöde Welt!

Wo bist Du nun, des Geistesackers Pflüger?
Du stiegst herab von Deinen Traumeshöhn
Ins Thal des Zweifels, um kein Jota klüger — —
Nicht wahr, mein Herz, das Leben ist so schön?

Du hast gekostet, was Du kosten wollen,
In Schicksalsfluten triebst du deinen Kahn,
Ein Stoß der Wogen warf dich auf die Schollen,
Du suchst dem Fatum, klag' dich selber an!
Das Leben, das dich hat geheilt, verschmettert,
Dich trieb von Land zu Meer, von Thal zu Höhn,
Den Herzensbaum bethauet und entblättert, — —
Nicht wahr, mein Herz, das Leben ist so schön? —

Ludwig Rebau.

Byrons letzte Liebe.

Trauerspiel in fünf Aufzügen
von

Hedwig Henrich.

Zweiter Akt.

(Schluß.)

Siebente Scene.

Byron. Fornarina.

(Byron wirft sich auf einen Sessel, Fornarina läßt sich
in halb liegender Stellung zu seinen Füßen nieder.)

Fornarina.

Nun endlich, Gordon, sehen wir uns wieder,
Treuloser, vielgeliebter Mann!

Byron.

Nicht meine Schuld,
Daß dieses Wiedersehn hat kommen müssen.

Fornarina.

Hat, müssen? — Ja, Gordon, es gab eine Zeit,
wo Du
Verschieden sprachest! —

Byron.

Nein, ich sprach dasselbe.
Du nur verstandest meine Worte nicht.

Fornarina.

Genug der üblen Laune, Gordon! Reize
Nicht eines Deines Weibes Zorn! — Mein Haß
Kann furchtbar sein, wie meine Liebe.

Byron.

Liebe? —

D schände diesen Götternamen nicht,
Der zwischen Dir und mir ein Fremdling steht!

Fornarina.

Ein Fremdling? wie? — so nenne Liebe mir,

Wenn also nicht die lavagleiche Blut,
Die brennend heiß durch unsre Adern rollt?
Die jeden Lebensathem uns entzündet
Und lange Küsse auf die Lippe haucht,
In unsre Seele brennt? — So lieb' ich Dich,
Wie wir im Süden lieben. Es verlangt
Mein Herz nach Deinem Herzen, wie mein Mund
Nach Deinem Mund, mein Athem nach dem Deinen,
Du Mann der ird'schen Wonne! — Byron, Gordon!
D lächle mir nur einmal noch! — o lache wieder,
So laut und stürmisch wie Du einst gelacht,
Da wir Venedigs Festgelage theilten!

Byron.

Weib, Furie, vom Satan mir gesendet,
Willst Du denn ewig an die Zeiten mahnen,
Die Scham und Reue mir im Herzen ließen? —

Fornarina.

Ja, ewig sollst Du Jhret denken, Byron!
An der gefüllten Schale wieder nippen,
Bis Dich von neuem Ihre Lust berauscht.
D blicke nicht so finster wild auf mich herab! —
So lang Du einsam stehst in diesem Lande,
Will ich mit ehrnen Banden Dich umschlingen
Und Schatten gleich all' Deinen Schritten folgen.
Als Sklavin will ich meine Kniee beugen; —
Doch von Dir lassen, Gordon, werd' ich nicht!
Du wendest Dich hinweg? — Du liebst mich nicht!
Noch immer nicht? —

(Sie zückt einen Dolch über ihrer Brust.)

Byron (sich mit Entsetzen wegwendend.)

Nein! — tausendmal dies Nein!

Dich, Fornarina, lieb' ich nicht.

Fornarina (läßt den Dolch sinken und stürzt auf
ihn zu.)

Mich nicht? —

Doch eine andre? — sprich! — o sage ja!
Dies eine Wort um alter Zeiten willen!

Byron.

Ich liebe, ja! — ein Mädchen, deren Seele
Der Deinen ähnelt, wie die Nacht dem Tag.

Fornarina.

Du liebst? — Nur dieses Eine wollt' ich wissen.
Nun weiß ich es, nun ist mir wieder wohl, —
Und nicht bedarf es der vergangnen Zeiten,
Das Blut in nöth'ge Wallung mir zu treiben;
Denn wieder kocht und siedet's in den Adern,
Und Haß und Eifersucht sind die Dämonen,
Die einer Hölle Trost mir freundlich bieten.
Ich hab' als Sklavin mich Dir angeboten; —
Sag' an, ob Du nicht meinst, daß wer so lieben,
In gleichem Grade hassen könne? —

Byron.

Laß ab
Von mir! — Dein Wahnsinn flößt Entsetzen ein.

Fornarina.

Ei sieh, ich glaubte, Du verachtetest mich? —
Und habe fügsam Deinen Hohn ertragen; —
Die neue Buhlin aber duld ich nicht!
Der Dolch hing über meiner Brust gezückt, —
Und fragte zweifelnd, ob Du lieben wolltest? —
Du sahst gelassen zu und sagtest: „Nein.“
So lächle wieder; denn ich weiß noch nicht,
Für wessen Herz der Stahl geschliffen ist. —
So lache, — lache! — ich will eines wählen
Ihm unter dieses Landes schönsten Schönen!
(Sie stürzt weg.)

Achte Scene.

Byron. Fletcher. Tita.

Byron.

Fort, Tita! — eile der Rasenden nach! —
(Er lehnt erschöpft gegen einen Stuhl.)
(Tita ab.)

Neunte Scene.

Byron. Fletcher.

Byron.

O, daß ihr Tage meiner Irrungen
Mit einem Schlage zu vernichten wäret!
Mein Leben gab' ich hin um diesen Preis.
Armselig Leben, hältst Du doch so zäh
An unsem Körper fest, als müßten wir
Dich fort und fort und ewig tragen! — Dies ist
Des Schicksals Fluch, daß, wer nicht weiß, weshalb
Er lebt, am längsten doch sein Leben trägt.

Fletcher.

Herr, saget solches nicht — wenn Ihr nicht wißt,

Weshalb Ihr lebt, müßte unser einer
Ja in der Mutter Leib schon sterben.

Byron.

Nein,

Ich weiß es nicht, — jetzt nicht. — Ich wußt' es einst,
Doch hab' ich längst, — ach längst! — den Traum
vergessen.

Damals, wie ich ein halber Knabe war,
Und Mary noch an mein'm Herzen lag,
Da wußt' ich es; — sie lehrte mich vergessen; —
Und mit der ersten, vielleicht ein'gen Liebe
Erkrankt mein Herz auf ew'ge Zeiten brach.
O, daß ihr Weiber alle es doch wüßtet,
Die leicht ihr spielt mit eines Knaben Herzen,
Wie viele seiner spätern schweren Sünden
Aus diesem ersten, frevlen Spiel entkeimten! —

Fletcher.

Ihr hättet längst Ersatz schon finden können.

Byron.

Ersatz? — Wer sucht Ersatz für ein gebrochenes
Herz? —

Fletcher.

Weil Ihr nicht glauben wollt, daß manche edle Frauen
Euch wahr und innig schon geliebt.

Byron.

Es ist

Führwahr ein drollig Ding um diese Liebe!
Ich wünschte, alle Weiber dieses GLOBUS
In ein gewaltig Lieb- und Leidensmeer
Gesenkt, auf daß an ihren Thränen ich
Mich weiden, daß in ihren heißen Schmerzen
Ich meine eigne Qual vergessen könnte! —
Doch nein, nicht alle Frauen. — alle nicht! —
Ein Mädchen lebt, — sie lebt in diesem Lande, —
Ein Engel, jung und schön und tugendhaft, —
So lebe! lebe glücklich und in Frieden! —
Ja, wenn sie wollte — ach, an ihrer Hand
Vergäß ich alle die vergangnen Leiden!
Und würde glücklich, — glücklich wie zur Zeit
Der ersten Liebe, — doch sie wird nicht wollen. —

Fletcher.

Habt Muth! — und Gott wird alles gnädig fügen.

Byron.

Gott? — was ist Gott? — ich glaub' an keinen Gott;
Er hat sich gütig mir noch nie gezeigt.

Fletcher.

Ihr frevelt, Herr.

Byron.

Nicht doch, ich rede wahr.

Der gute, alte Vater Satan trug, —
 Glaub' mir, von je mehr Sorge um mein Wohl.
 Hat dieser mein Beschützer mir soeben
 Den besten seiner Poltergeister nicht
 Gefandt in eines schönen Weibes Hülle? —
 Um alte Leidenschaften anzufachen,
 Und kaum vergessne Laster aufzurütteln?
 Laß sehn, ob auch der Himmel mir sein Recht
 Vertreten wird? — Ich glaube nicht, mein Alter.

Behute Scene.

Die Vorigen. Trelawney, (ein Matrose, tritt ein, ohne von beiden bemerkt zu werden und bleibt unter der Thüre stehen.)

Fletcher.

Mylord, heut' ist ein schlimmer Tag für Euch.
 So aufgereg't war't Ihr schon lange.

Byron.

Mein alter, treuer Fletcher, ich bin krank,
 An Geist und Körper krank. — Mir ist zu Muth,
 Wie einem, der ein offnes Grab gesehen
 Und denkt, dies könnte wohl sein eignes sein.

Trelawney.

Ah, bah! — in Euren Jahren stirbt man nicht.

Byron (sich umsehend.)

Wer ist der Mann? —

Fletcher.

Ich kenn' ihn nicht, Mylord.

Wen sucht Ihr hier? —

Trelawney.

Den Dichter des Korsaren.

Byron.

Der bin ich.

Trelawney.

So dachte ich.

Byron.

Was wollt Ihr von dem Dichter? —

Trelawney.

Ein freies Wort.

Byron.

Das soll Euch werden. (zu Fletcher.) Geh! —

Fünfte Scene.

Byron Trelawney.

Byron.

Wir sind allein, — nun saget, was Ihr wollt.

Trelawney.

Ich möchte herzlich gern die Hand Euch drücken.

Byron (zurücktretend.)

Lord Byron weiß nicht, wessen dies Begehrt.

Trelawney.

Ah, pfeift der Wind daher? — So lebet wohl!
 Für diesmal haben wir uns nicht gesehen.

Byron (ihn zurückhaltend.)

Nein, bleibt, Ihr wunderlicher Mann! Da nehmt
 Die Hand, wenn's Euch so sehr danach gelüftet!
 Dann laßt mich wissen, wem ich sie gedrückt? —

Trelawney.

Habt dank! — So Gott will, soll's Euch nie geschehen; —
 Ich wollte nur mich überzeugen, ob
 Ihr keiner von den Modesängern seid,
 Die Freiheit zwar in Worten uns besingen,
 Doch gilt's, sie in der Praxis auszuüben
 Und eines Seemanns rauhe Hand zu drücken,
 Wie vor der Feinde Kugel rückwärts laufen.

Byron.

Ihr denkt nicht gut von unsern mod'schen Sängern.

Trelawney.

Ich dachte um so besser stets von Euch.

Byron.

Schön Dank! wahrhaftig, diese Ehre hat
 In jüngster Zeit so selten sich ereignet,
 Daß ich begierig Eures Namens harre.

Trelawney.

Mein Name spricht sich kurz: ich heiß' Trelawney.
 Kein Sir! — kein Lord! — das zeigt Euch meine
 Kleidung; —

Trelawney, — ein Matrose, wie Ihr seht; —
 Doch dieser Name, — fraget den Malaven, —
 Hat keines Feindes Ohr je süß getönt.

Byron.

Trelawney? — ja, ganz recht, Ihr seid derselbe
 Freibeuter, der in England viel besprochen,
 Dort mit Bewunderung ward und Furcht genannt.

Trelawney.

Ich glaub' es gern. — Die alten, zähen Briten
 Entsetzten sich, daß trohend Ihren Bräuchen
 Und durch Gewohnheit heiligen Gesetzen,
 Ich wie der Vogel in den Lüften frei,
 Frei auf dem weiten, unbegrenzten Ocean
 Mein eigen freies Reich mir gründete.

Byron.

Ihr triebet ein gefährlich schweres Handwerk,
 Und oftmals kam's im Parlament zur Sprache,
 Daß ungebund'ne Treiben Euch zu zügeln;
 Doch einte man sich stets in gleicher Meinung,

Ihr müßtet ungestört den eignen Weg
Verfolgen.

Trelawney.

Dies geschah aus guten Gründen.
Die klugen Rätbe wußten, daß mit mir
Nichts zu verderben sei; denn lebte ich
Im Aufstand gegen die Geseze auch,
Und war Rebelle ich dem Gesez verfallen,
So wußte England aus Erfahrung doch,
Daß ich, Korsar, auf eigne freie Faust
Sein Recht zur See so gut vertreten habe,
Als dies in seinem Dienste je geschehn,
Von Englands Feinden mehr zur bessern Welt
Gesandt, als einem Unterthanen ziemt.

Byron (prüfend.)

Doch wolltet gegen Englands Feind Ihr kämpfen,
Warum geschah's in Englands Diensten nicht?
Ihr wäret längst bei Euren tollern Muthen
Zu hohen Ehrenämtern schon gelangt?

Trelawney.

Dies fragt Lord Byron mich? — derselbe Mann,
Der im beredten Wort Korsarenglück
So treu, lebendig wahr geschildert hat? —
So habt die Seligkeit Ihr nie empfunden,
Nur Gott und seines Herzens eigner Mahnung
Von seinen Thaten Rechenschaft zu schulden? —
Die Freiheit nicht gekannt, die landesflüchtig
Auf gastlich offene Wogen sich gerettet
Und in des Seemanns Brust ein Obdach fand?
Ihr habt geschildert, was Ihr nie gefunden?
Nein, Byron, nein! — ich kann und will's nicht glauben.

Byron.

Ihr thut wohl daran, Trelawney. Glaubt,
D sie sind alle Thoren, die da wähen,
Ein Sängere werde je lebendig singen,
Mit einer Stimme, die zum Herzen dringt,
Was er im eignen Herzen nicht empfunden.
Hab' ich in Eurer Freiheit nie geschwelget,
So hab' ich tief in tiefer Brust sie doch geahnt
Und feurig oft mich nach der unbekanntnen,
So schönen Himmelskönigin gesehnt,
Hab' als des Dichters Lieblingskind, ein Ideal
Sie in die Welt gesandt, ein Ideal,
Wie oft in langen, schweren Nächten,
Wo ich am härtesten der Kette Druck gefühlt,
Sie meiner bangen Seele vorgeschwebt;
Und drang mein Lied bis zu des Seemanns Herzen,
Geschah's, weil aus des Dichters Herz gezeugt.

Trelawney.

Also stets dacht' ich mit den ächten Sängere,
Der nur ein Echo seiner Seele schreibt. —
Es dieses voll und laut und reinen Klanges

An eines Menschen Seele widerhallte,
Mögt selber Ihr entscheiden! — Seht, ich war
Ein böser Bube stets, so lang mir's denkt,
Der nie viel Lust zum Lernen, wen'ger noch
Zu den Philistern, seinen Lehrern, zeigte. —
Darum, weil ich die Schulbank haßte, und
Die Prügel sich darob im Haus vermehrten,
Lief ich verdressen eines schönen Morgens
Der Themse zu. Im Hafen lag ein Schiff,
Zur weiten Fahrt die Segel aufgebläht; —
Der Anblick reizte mich zur wilden Lust
Nach jenem blauen Meer! — Ich schlich an Bord,
Im allgemeinen Wirtware unbemerkt,
In einer leeren Tonne mich verbergend,
So lange, bis die Anker all gelichtet,
Und wir von Englands Küste abgestoßen;
Dann warf ich mich dem Capitan zu Füßen
Und bat, er möge mich am Bord behalten.
Dies war nun ohnedies nicht mehr zu ändern;
Man ließ drei Tage mich am Mastbaum hängen,
Als vorgesezte Strafe für den Fall,
Und nach Verlauf der Zeit war ich Matrose,
Mit bester Art in Englands Dienst getreten.

Byron.

Und Eure Eltern? — Freunde?

Trelawney.

Freunde fand
Ich auf dem Meere; — meine Eltern starben; —
Sie trugen nie Verlangen nach dem Sohn.
Einmal traf ich Gelegenheit zu schreiben, —
Ob sie den Brief erhalten? — weiß ich nicht.

Byron.

Kam Euer Schiff nach England nie zurück? —

Trelawney.

Niemals. — Wir schwammen lange hin und her
Da plötzlich sah'n wir in Guinea's Bucht
Von einer mächt'gen Flotte uns umringt,
Auf allen Seiten zugleich angegriffen,
Nach kurzem Widerstande überwunden,
Und Schiff und Mann in der Korsaren Hände.

Byron.

Doch jener Lande nicht, die wild entzückt
Van Ruyter einst nach allen Meeren sandte? —

Trelawney.

Derselben.

Byron.

Ruyter, Ihr habt ihn gesehn? —

Trelawney.

Ich habe treu und redlich ihm gedient.
Van Ruyter, der gefezlos kühne Räuber,

Wie man im Abendlande ihn genannt,
 War liebevoller, weiser Vater mir;
 Er lehrte mich den Werth der Freiheit kennen,
 Der Menschen Tugend von den Lastern sondern,
 Nach seiner Weise Leidenschaften ehren,
 Sobald ein höherer Funke drinnen sprüht.
 Mit ihm verbündet, lebt' ich viele Jahre
 Ein freies, unvergeßlich schönes Leben, —
 Es ist vorbei, — auf lange Zeit vorbei! — —
 Das Herz gebrochen, — lahmt des Armen Kraft,
 Das Leben welkt im vollsten Blütenflor,
 Wenn aus dem Dasein uns die Liebe schwand.

Byron.

Ich kenne diesen Dolchstoß jedem Glücke,
 Der auch in Eure Seele sich gesenkt,
 Noch tiefend frisch vom Blute tausend anderer; —
 Ich kenne ihn, er hat mich früh getroffen. —
 Ihr liebtet, Trelawney? — Ihr liebtet wahr, —
 So wahr und innig, wie man einmal liebt? —
 Und seht, nun hat das Liebchen Euer Herz
 Am Herzen eines andern fast vergessen? —
 Nicht wahr, so ist es doch?

Trelawney.

Nein, Byron, nein!

An meinen Lippen ward ihr Athem kalt,
 An meinen Herzen auch mein Lieben starb.

Byron.

Sie starb? — o dann, Trelawney, klaget nicht!
 Dann habt den Schmerz, den tiefen Seelenschmerz;
 Ihr nur geahnt, — und Freudenthränen weint,
 Daß Eure Liebe Ihr habt sterben, nicht
 Als eines andern hochbeglückte Braut
 Zum Altar schreiten sehn; — denn dies ist Schmerz.

Trelawney.

O, hättet Zoloe's Liebe Ihr empfunden,
 Heiß, wie die Sonne auf den sel'gen Inseln,
 Ihr könntet nun des Todes Weh begreifen! —
 Was ich dem wunderbaren Mädchen war?
 Ich weiß es nicht; — ihr ganzes Sein war Liebe —
 Mit war sie alles, was von Erd' und Himmel
 In meinen schönsten Träumen ich gehofft, —
 Und mit ihr starb auf lange Zeit mein Hoffen. —
 Es war mir so zuwider dieses Leben,
 Nachdem des Lebens Glück entschwinden war,
 Daß der Orient, der sonnige Orient
 Mit seiner Pracht, dem blauen Aether, mit
 Dem Glanze seiner poetischen Mächte
 Den alten Reiz verlor. — Es zog mich zurück,
 Hin nach dem Abendlande, nach Europa,
 Dort schlaff und matt, gezähmter Mensch, zu leben,
 Und schlaff und matt, ein würd'ger Christ, zu sterben.
 Bald mahnten Englands kalte, düstre Nebel
 Mich an die kalten Bilder meiner Kindheit; —

Der Heimat Nähe drückte schwer mich nieder. —
 Ich griff nach Büchern, — mich verlangt's zu wissen,
 Was man seither in diesem frost'gen Land,
 Darcin kein Sonnenstrahl je wärmend dringt,
 Gethan, geschrieben und gefaselt habe.
 Ein Buch war es, das mich vor allen andern
 Unwiderstehlich band und fesselte.
 Ich las und las, und jedes Wort und jede Zeile
 Erweckte ein verwandtes, süßes Echo,
 Mir, eine Saite in der tiefflen Seele,
 In dem von Gram und Leid gebrochenen Herzen;
 Denn alle Fasern meines innern Lebens,
 So wie sie keimten, lebten, litten, starben,
 Vom leisen Flüstern an der ersten Liebe
 Bis zu dem Sturme wilder Leidenschaften,
 Und abwärts zu dem Grabesfrieden der
 Erstarrten, hingewelkten Seele, alle, —
 Ich lebte alle sie noch einmal durch! —
 Und wieder schien durch Englands graue Nebel
 Des Südens Purpursonne mir zu strahlen,
 Die Seele zu durchglühn mit allem, was
 Ich Großes, Schönes, Edles je gesehen
 Und in dem Leid vergessen hatte. — Ihr,
 Ihr riefet mich noch einmal frisch zur That,
 Zur That des guten und des wackern Mannes:
 Im Süden lebt ein Volk, das auferstanden
 Nicht gegen das Gesetz und seinen Fürsten,
 Nein, das erstanden gegen fremden Druck,
 Sein gutes heim'sches Recht sich zu bewahren; —
 Dort standet Ihr, — und dorthin eilt' auch ich.
 Euch sehen, einmal Eure Hand zu drücken, —
 Und sterben dann, — wenn's noth, — dies war mein
 Wunsch. —

Er ist erfüllt — nehmt Eure Hand zurück! —
 Die meine bleibt doch ewig Euch gesichert.

Byron.

Was soll uns dieser leichte Händedruck,
 An viele der Unwürdigsten verschwendet,
 Wo Mensch und Dichter eine Blut vereint?
 O komm an mein sehrend Herz, Trelawney!
 An diesem Herzen sei fortan Dein Platz! —
 (Trelawney sinkt an seine Brust.)

Du glaubst nicht, wie mir wohl an Deiner Brust,
 An dieser starken Brust, die mich verstanden.

Trelawney.

Möcht' alle Welt mit meinem Aug' Euch schauen,
 Fürwahr, sie lernte bald auch Euch verstehen! —

Byron.

O diese Zeit wird kommen! Ja, der Himmel
 Verkündet mir's durch Deines Herzens Schläge. —
 Der Himmel! — hörst Du, Freund? — wie süß dies
 Wort

Mir tönt, seit Du mir dessen Macht bewährst.
 Da, wo ich an das Gute kaum mehr glaubte.

Und Gott und Satan mir zum Kampf gefordert!
Der Himmel hat gesiegt, — ich glaube wieder
Und fühl' an der verwandten Menschenseele,

Wie Mensch und Dichter sich nun ganz verstehen
Und, Hand in Hand und Brust an Brust vereint,
Zu neuem, schönern Leben auferstehen.

Neue deutsche Trauerspiele.

I.

Zenobia,

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

A. May.

(Schluß.)

Der vierte Akt zeigt im Eingang die zwischen Lysistratus und Parmenio immer noch wachsende Spannung. Der letzte hält den ersteren vor der Hand noch mit der Kunde nieder, daß sein Sohn, eben jener fanatische Einsiedler Basilus, von dem zürnenden Volke ermordet worden, als er sich der Tempelbrandstiftung gerühmt. Lysistratus weiß sich doch zu fassen und fordert nur die Bestrafung des andern Schuldigen: Clodomar, welchen Parmenio immer noch schützt.

Die nun folgende Scene zwischen dem gefangenen Clodomar und der unstat schwankenden Zenobia übertrifft an erschütternder Tragik alles Vorgangene. Verzweifelt fragt Zenobia:

Der du nur stolz von jener Liebe sprichst,
Als deines Glaubens heiligstes Gebot,
Die sich für alle freudig opfern will,
O sprich, gestattet sie, den Einzelnen
Schuld untergehn zu sehn in seinem Schmerz;
Sie, die die Menschheit in die Arme schließt,
Daß sie den Menschen so verzweifelt lassen.

Und Clodomar entgegnet:

Mein Gott befehlt
Mir nicht des Herzens Regung zu verleugnen,
Rein, nur befliegen heißt er die Empfindung!

Natürlich scheidet der Versuch, Clodomars Glauben umzustimmen; scheidet in solchem Maße, daß, als Clodomar die Entscheidung über sein Schicksal in Zenobias Hand legt, indem er fragt, ob er seinen Göttern entsagen oder sterben solle, Zenobia mächtig ergriffen: „stirb!“ ruft. Doch erschüttert sie der Gedanke an die Möglichkeit von Clodomars Tode so, daß sie Parmenio, der den günstigen Augenblick benutzte, nochmals um ihre Hand zu werben, gegen das Versprechen die Rettung Clodomars zusagt:

Die Stunde naht, wo ihr ihn morden wollt.
Nein! nie, niemals soll diese Stunde kommen,
Wohlan, Parmenio, laß die Kränze winden,
Die Fackeln glühn, die Hymenä'n ertönen,
Ich bin dein Weib und Hochzeitsjubel schalle!

Als aber Parmenio fordert, daß sie vor dem Gerichte der Priester ihre Zusammenkunft mit Clo-

domar im Tempel verläugnen soll, weigert sie dies fest und beharrlich. Parmenio giebt noch seinem Hauptmann Pausias den Befehl, ihr das schreckliche Ende ihres Bruders vorzustellen, dann läßt er Clodomar, über den jetzt Lysistratus und seine Genossen richten wollen, herbeiführen. Der germanische Feldherr wird beschuldigt, den Tempel Apollons in Brand gesteckt zu haben, er beruft sich auf Zenobias Zeugniß und will für schuldig gehalten sein, wenn dies nicht zu seinen Gunsten ausfällt. Zenobia, die nun befragt wird, erklärt ihn in der Brandnacht im Tempel gesehen zu haben, verneint aber, durch Parmenios Flüßtern:

Hörst du sie:

Das sind dieselben, die den Bruder würgten,
Und keine Gottheit, stieg vom Himmel nieder!

gedrängt zu wissen, was ihn in den Tempel geführt. Clodomar wird verurtheilt, Parmenio weigert sich das Urtheil sogleich vollstrecken zu lassen, sondern fordert vielmehr für heute die Einweihung seiner Ehe mit Zenobia. Lysistratus durchschaut nun klar den Zusammenhang des Ganzen und brütet Parmenios Verderben

Beim Beginnen des fünften Aktes sehen wir den sterbenden Parmenio, dem Lysistratus am Weihaltar in der Opferschale Gift gereicht hat. Seine herzugewandte, einst so schmählich zurückgestoßne Mutter Helena beschwört ihn zum Heile zurückzukehren, Parmenio nimmt seinem Hauptmann Pausias den Schwur ab, den Christen Clodomar nach seinem Tode gegen Lysistratus (dem nach Julians Anordnung der Oberbefehl in Daphne zufallen wird) zu schützen. Im Kerker Clodomars leistet Pausias sammt seinen Kriegern diesen Schwur und Parmenio stirbt. Lysistratus, der nun am Ziele seiner Wünsche steht, verlangt von Pausias die Auslieferung Clodomars, die dieser ganz entschieden verweigert. Eben als sich ein Kampf zu entspinnen droht, erscheint der Feldherr Nevitta und fordert Frieden im Namen des Imperators — nicht Julians, denn der letzte Heros der alten Welt ist im Kampfe gefallen, sondern Jovians, „des eifrigen Bekenners der Christuslehre.“

Während Nevittas Erzählung von Julians Tode naht die Leiche desselben, an der Zenobia den Klagegesang anstimmt.

Ja klaget, klaget,
Nicht einen gefallnen Helden an,
Ach eine scheidende Welt
Geleitet ihr zu Grabe.

O Götter, meine Götter,
 Die er noch einmal heraufbeschworen,
 Der Menschheit zum zweitenmal
 Den Kuß unsterblicher Jugend
 Auf die erbleichende Wange zu küssen,
 O nehmet Abschied, nehmt Abschied auf ewig
 Von der rothigen Erde,
 Dahin, dahin
 In eure Herrschaft!
 Dahin, dahin auf ewig!
 Das Große mit ihr, das Gewaltige
 Und das Reich der himmlischen Schönheit,
 Verloren von jetzt an
 Hat die Welt ihren goldenen Schein,
 Das Leben seinen Frühling,
 Der Obem des Todes nur
 Wird fortan durch die Schöpfung wehen!

Cyffistratus tödtet sich verzweifeln selbst, Clodomar sucht Zenobia zu neuem Leben zu retten, begeistert ruft sie ihm zu:

Nein, Clodomar, es war ein Augenblick,
 Der mich hinweggezogen von den Meinen —
 Doch jetzt, wo sie besiegt am Boden liegen,
 Darf ich mich jetzt noch feig von ihnen trennen,
 Nein, dieses Schicksal hat uns neu verbunden?
 Auch den Gefall'nen will ich Treue halten
 Und untergehn will ich mit meiner Welt!

Und während Zenobia vor der Bahre ihres
 Heldenkaisers ihrem Leben ein Ende macht, erklingt
 der christliche Friedensgesang:

Ghre sei Gott in der Höhe!
 Friede dem Menschen auf Erden! —

Wir haben in guter Absicht den Gang der
 Handlung erzählt und die Situationen geschildert,
 ohne Bemerkungen und Winke einzustreuen. Das
 in Rede stehende Trauerspiel Mays gehört jedenfalls
 zu den besten, welche die letzten Jahre hervorgebracht
 haben — nur mit der Auffassung des Christenthums
 können wir uns nicht einverstanden erklären. Die
 Repräsentanten desselben sind Basilus und Clodo-
 mar; während der erste (in der Art der modernen
 pietistischen Busprediger) eifert:

„Wir alle, Schwester, sind gezeugt in Sünde,
 Und ew'ger Tod ist unser aller Schicksal,
 Wenn wir uns nicht im Geiste neu gebären.“ —

Goethe's Mutter.

Die oft gemachte Bemerkung, daß geniale
 Männer ihre geistige Erbschaft meist den Müt-
 tern verdanken, befestigt sich auch besonders an
 Goethe. Wie viel daher auch schon über seine
 Mutter die „Frau Rath“ geschrieben ist, so wird
 es doch wohl unsern Leserinnen angenehm sein, auch
 in dieser Zeitung ihr ein Gedenkblatt gewidmet
 zu finden.

Katharina Elisabeth Textor war den

sagt Clodomar, wie wir schon angeführt:

„Mein Gott befehlt mir nicht
 Des Herzens Regung zu verleugnen,
 Nein! nur besiegen heißt er die Empfindung!“

legt also gleichfalls die Askese, die Entsaugung in den
 reinmenschlichen Inhalt der Christuslehre. Das
 Christenthum mußte doch jedenfalls als das höher
 berechnete, weil siegende und Verlöbte bringen
 sollende, erscheinen — hier aber muß sich das Herz
 des Hörers und Lesers von demselben gänzlich ab-
 und der untergehenden alten Welt zuwenden. Sent
 aber durchdringt die Tragödie Mays ein edler war-
 mer Geist, die Sprache ist poetisch und doch kraft-
 voll, wie die Leser aus den angeführten Stellen
 auch erleben haben werden. Der hohe Werth, der
 die Kritik dieser Tage auf das gute, tüchtige und
 gesunde Streben legen muß, läßt manche kleine
 Einzelheit übersehen, wenn das Ganze von diesem
 Streben zeigt. Und daß dies hier der Fall ist, dazu
 bedarf es wohl keiner weiteren Belege.

Mays's Tragödie hat in München, wo sie zu-
 erst aufgeführt worden, den größten Beifall gefunden
 — wir wissen nicht, ob sich noch andre Bühnen
 zur Darstellung das (als Manuscript gedrucktes
 Stückes) entschließen werden. Wir wollen es am
 wünschen und den wenigen Regisseuren, welche be-
 müht sind, ihr Repertoire auch mit dem Besten der
 Gegenwart auszustatten, empfohlen haben. Wir
 zweifeln nicht, daß der Dichter den so glücklich be-
 tretenen Weg der dramatischen Richtung weiter be-
 schreiten wird, und verweisen auf Ludolf Wienhaus
 vor zwölf Jahren geschriebenes, aber beinahe erst ge-
 genwärtig geltendes Wort: „Mit dem höchsten
 äußern Verfall der Schaubühne trifft auf eine be-
 achtungswerthe Weise eine neue Sammlung der
 bisher in Musik und Weltlärm zerstreuten Auf-
 merksamkeit und, wie ich ohne großer Prophet zu
 sein behaupte, eine neue Richtung der Kräfte auf
 diese arme verödete Bühne zusammen.“

19. Februar 1731 geboren. Als ein frisches und
 kräftiges, von der Natur an Körper und Geist gut
 ausgestattetes Kind wuchs sie erfreulich heran, ob-
 wohl ihr kein gründlicher Unterricht zu Theil ward
 Ihr Vater, Schultheiß Textor zu Frankfurt a. M.,
 dessen Leben sich zwischen Amtsgeschäften und
 Gartencultur regelmäßig hin- und herbewegte, ge-
 brach es an Zeit und Bespiel, die Lücken des Unter-
 richts selbst auszufüllen, und an tüchtigen Lehrern
 war damals noch Mangel. Allein das große

Kapital von Mutterwitz, das Katharina von der Natur erhalten, die anregungsreiche, patrizische Familienatmosphäre, worin sie aufwuchs, die nachträgliche Ausbildung, die ihr in den ersten Jahren der Ehe durch ihren Gatten zu Theil wurde, dann die gemeinsame Entwicklung mit ihrem genialen Sohne, die lebhafteste Theilnahme an Literatur und literarischem Verkehr, in die sie durch ihren Wolfgang hineingezogen ward, häufige Lektüre und fleißiger Besuch des Theaters, gaben ihr eine Bildung, daß sie später gewandt und unbefangenen sogar mit fürstlichen Herren und Königsgeistern aller Art verkehrte.

Bettina erzählt in ihrem „Briefwechsel Göthe's mit einem Kind,“ wie Katharina's erste Liebe dem Kaiser Karl VII. gegolten, der 1745 kurz vor seinem Tode Frankfurt besuchte. Eine romantische Liebe, die nur vom Anschauen lebte und wie man sie wohl bei phantasiereichen, jungen Mädchen findet, wenn das Bedürfnis der Liebe erwacht und dem Herzen doch noch der rechte Gegenstand fehlt. Der Kaiser war einige Tage in Frankfurt, sie folgte ihm überall von fern und war glücklich, wenn ein zufälliger Blick von ihm auf sie fiel. Da er wieder abreiste, war sie ganz trostlos. — Siebzehn Jahr alt heirathete sie den kaiserlichen Rath Göthe, der ihren Jahren weit voraus, schon nahe an die Vierzig war. Sie gab ihm ihre Hand ohne besondere Neigung, obwohl er ein schöner Mann war; wußte sich aber vortrefflich in die Schroffheit seines Charakters zu fügen. Nachdem sie Mutter geworden, erblühte ihr, besonders in dem Erstgeborenen, mit jedem Jahre ein neues Glück, und als der Ruhm ihres Sohnes sich mit einem Male in alle Welt verbreitete, belebte sich die bisherige Stille des Familienkreises durch den Besuch bedeutender und geistvoller Männer. Aber auch nachdem ihr Wolfgang durch den Herzog von Weimar entzogen worden war, blieb ihre Wohnung fortwährend eine Wallfahrtsstätte interessanter und ausgezeichneten Menschen. Wieland, Bürger, Frau v. Staël, v. Dalberg, Herzog Carl August und andere kamen, um Göthe's Mutter kennen zu lernen, und alle fühlten sich von der lebensheitern, gemüths- und geistreichen Frau so sehr angezogen, daß sie gern wiederkamen.

„Ich habe die Gnade von Gott,“ schrieb sie an die Baronin von Stein: „daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weiß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensohnen und Töchtern, — bemoralisire Niemanden, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten

versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“

Die zahlreichen Besuche vornehmer und berühmter Personen machten ihr die größte Freude, — aber auch die stillen Tage genoß sie nicht minder glücklich. Sie schrieb an Friß von Stein darüber: „ich kann dann meine Steckenpferde um so ruhiger galoppiren lassen. Ich habe deren vier, wo mir eins so lieb ist wie's andre. Einmal ist's brabanters Spitzenklöppeln, das ich noch in meinen alten Tagen gelernt; dann kommt das Clavier, dann das Lesen, endlich das Schauspiel.“ Sie hätte noch ihre große Liebhaberei für's Theater hinzusetzen können. Wie für das Schachspiel, so interessirte sie sich auch lebhaft für ausgezeichnete Schauspieler, besonders für E. W. Unzelmann (geb. 1753, gest. 1832), zu welchem sie in einem sehr innigen Freundschaftsverhältnis stand.

In ihrem Charakter begegnet uns ein besonderer Zug, der sich auf den Sohn entschieden vererbte: eine sehr zarte Scheu vor allen heftigen und gemeinsamen Eindrücken, welche sie in allen Lebenslagen möglichst zu entfernen suchte. „Die Ruhe ist meine Seligkeit,“ schrieb sie an Stein, „und da sie mir Gott schenkt, so genieße ich sie mit Dankagung.“ Nicht körperliche Ruhe ist gemeint; an häuslich weiblicher Thätigkeit ließ sie es bis in ihr hohes Alter nicht ermangeln. Wie die Menschen, die mit sich selbst im Frieden leben, andere mild zu beurtheilen pflegen und an fremdem Glück Theil nehmen, so sehen wir auch sie, ganz nach der späteren Weise ihres Sohnes, einen jeden „gewähren lassen,“ jedem sein Glück gönnen und es still betrachtend mitgenießen. Darum konnte auch sie, die praktische, von aller Ueberspanntheit entfernte Frau, sich mit dem leidenschaftlich aufgeregten Wesen Bettina Brentanos vertragen, — trafen doch beide in dem einen Gefühl zusammen: in der Liebe zu Göthe. Bettina war auch bei ihr, da sie starb. Sie war über siebenzig Jahr; rüstig und zufrieden bis an ihr Ende.

In ihrer letzten Krankheit sagte sie zu einer Freundin: „zeither bin ich unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht mehr länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und gesagt: ei schäme Dich, alte Rätthin, hast guter Tage genug gehabt, in der Welt und den Wolfgang dazu, muß, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen. Willst Du denn immer auf Rosen gehen und bist über's Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus — und darauf ist es besser geworden.“

Da sie starb, war ein Concert in der Nähe.
Sie sagte: „nun will ich im Einschlafen an die Musik

denken, die ich bald im Himmel hören werde.“ So war sie hinübergeschlummert. —

Deutsche Frauenzeitung.

Literarische Skizzen.

Karl Beck.

„Kein Gott als Gott, der Dichter sein Prophet!
Mein Koran ist das Buch der Weltgeschichte,
Ich wende mich im brünstigen Gebet
Nach Sonnenaufgang mit dem Angesichte!“

So leitete Karl Beck seine „gepanzerten Lieder“ ein, so seine eben gesammelten „Gedichte;“ so könnte er einst seine sämtlichen Werke einleiten. Der feurige, locke, brausende Jugendmuth, der sich in diesen Zeilen ausspricht, ist der Grundzug des ungarisch deutschen Dichters, er hat ihn auch nicht verlassen, als der gereifte Mann alle die schädlichen Auswüchse, welche seine geniale Poesie an sich trug, zu beseitigen wußte, und künstlerisch vollendet und durchbildet zu schaffen begann.

Karl Beck wurde im Jahre 1811 zu Baja in Ungarn geboren. In Wien studirte er Medicin, wandte sich dann eine Weile dem Kaufmannsstande zu, fand aber keine Befriedigung, bis er sich nach Leipzig begab, wo er ganz der Poesie zu leben begann. Die Veröffentlichung mehrerer seiner Gedichte in der „Zeitung für die elegante Welt,“ damals von Gustav Kühne redigirt, erweckte große Hoffnungen; bald genug rechtfertigte er dieselben durch einen Band Poesien unter dem Titel: „Nächte. gepanzerte Lieder.“

Wie sagen: er rechtfertigte die Erwartungen, welche man von ihm hegte. Eine kritische Zeitschrift, auf deren Urtheil man gewöhnt ist, einigen Werth zu legen, meinte vor kurzem: die enthusiastische Aufnahme dieser Gedichte sei seitens des Publikums eine vollendete Geschmacklosigkeit gewesen. Dem müssen wir widersprechen. Man nehme diese Gedichte in die Hand, man sehe wie bei aller Phantastik, bei der oft übertriebenen Bilderjagd, bei den sich überstürzenden Gedanken, bei den nicht zu leugnenden Verletzungen der Schönheit das Genie seine mächtigen Schwingen entfaltet, man lese diese kraftvollen markigen Verse und halte sie gegen die schwächlichen und süßlichen Reime der modernen Modedichter und dann frage man sich, in welchem Falle das Publikum Geschmacklosigkeit herviesen hat. Die Allegorie „der Sultan,“ welche das Eingangsgedicht bildet, ist ein poetisches

Meisterstück; das Gedicht „die Eisenbahn“ und die „Neue Bibel“ stehen ihm würdig zur Seite.

Den „gepanzerten“ (les extrêmes se touchent) folgten die „stillen Lieder.“ Seine ist hier offenbar des Dichters Vorbild gewesen, die Melodienweichheit aber auch die Formlosigkeit des „Buchs der Lieder“ finden sich in den „stillen Liedern“ bis zum Nachtheil reproduzirt. Diese Liebeschmerzen erscheinen beim Dichter der „gepanzerten Lieder,“ der mit so lustigem Spiele den Feldzug der neuen Zeit begleitete, beinahe wie eine Heuchelei.

Ein Jahr, nachdem die „Nächte“ herausgegeben, ließ Karl Beck ein Buch: „der fahrende Poet“ erscheinen, welches bald die Blicke des gesammten Deutschlands auf den Dichter zog. Vier feurige rauschende Gesänge: „Ungarn,“ „Wien,“ „Weimar,“ „Wartburg“ bildeten darin ein harmonisches Ganze. Von den poetischen Klageklängen der ungarischen Heimat bis zum siegesfrohen Bewußtsein auf der Wartburg:

„Siu neues Evangelium wird gekündigt!“

weht der Geist der echten Poesie durch diese Strophen. Der erste Gesang „Ungarn“ enthält meistenscharfste Schilderungen des magyarischen Lebens und mahnt an den unglücklichen Nicolaus Lenau.

Ein schwaches Trauerspiel: „Saul,“ welches spurlos vorüberging, war Karl Beck's nächste Arbeit; man mußte wirklich nach derselben für den Dichter bangen. Da erschien im Jahre 1841: „Janko, der Koschirt, Roman in Versen“ und die Besorgernisse wichen der Freude über dies Gedicht, welches wir als das beste Werk Karl Beck's hinstellen möchten.

Die Klänge, welche schon den „fahrenden Poeten“ im ersten Gesange durchzitterten, haben sich zum vollen harmonischen Accord ausgebildet, die schaffende Meisterhand, welche alles Unnöthige, alle Auswüchse der Phantasie beseitigt, läßt sich nirgends verkennen. (Lustvolle Schilderungen, Formgewalt und Melodienschwung — alles hat sich im Janko *) vereinigt, ein vollendetes Gedicht zu schaffen.

*) Gerade der „Janko“ fand weniger Beachtung.

Es ist an ihm nichts zu tadeln, als der Titel: „Roman in Versen.“

Die Dithyrambe „Auferstehung“ erweckte wenige Jahre darauf aufs neue enthusiastische Hoffnungen. Leider wurden dieselben durch das Buch „Lieder vom armen Manne“ niedergeschlagen. Läßt es sich auch nicht verkennen, daß in der Form diese Lieder vielleicht zu Karl Beck's besten gerechnet werden müssen, so ist der Inhalt nichts weniger als poetisch und besonders des Vorwort an das Haus Rothschild (obwohl von tiefeinschneidender Wahrheit) geradezu ekelhaft. Man mußte glauben, daß Karl Beck zu einem Tendenzpoeten des allergewöhnlichsten Schlags herabgesunken sei.

Gegen Ende des Jahres 1847 veröffentlichte der Dichter die „Monatsrosen.“ Titus Ulrich sagte über dieselben: wir können unser Urtheil über die neusten Produktionen Karl Beck's in das eine Wort zusammenfassen: Beck ist zum Künstler gereift. Wen gemahnte es nicht, wenn er z. B. unter den Berliner Elegien das melodische Genrebild „der Schreiber“ liest, an sogenannte klassische Compositionsweise, an eine Vollendung äußerer und innerer Form, an eine Plastik, wie wir sie bei den verstorbenen Koryphäen unsrer Literatur finden?

Beck hat das heilige Maß der Schönheit erkannt, und durchdrungen und geweiht von dieser Erkenntniß zwang es ihn, alles abzuschneiden und zu verwerfen, was irgend mit der Einheit und

Klarheit der Auffassung, sowie mit der harmonischen Gliederung der Durchführung im Widerspruch stand, namentlich alle Ueberschwenglichkeit und Ueberfülle in Bildern. Mußte unter dem Verworfenen auch manches fallen, was seiner Phantasie gewiß hochtheuer war, und mochten ihm diese operativen Bestrebungen des erwachten Bewußtseins künstlerischer Abrundung hier und da bittere Schmerzen verursachen! Glücklicherweise, wenn es wie Beck endlich gelungen, seine Natur zu zähmen und zu regeln und mit Obacht über den erkönnen Vorwurf zu wachen.

Titus Ulrich sprach wahr. Die in den Monatsrosen enthaltenen „Berliner Elegien“ und „Amoretten“ gehören zu Karl Beck's besten Produktionen.

In jüngster Zeit gab Karl Beck einen Band „Gedichte,“ welcher das Beste seiner Poesie enthält, heraus, diesem folgte: „aus der Heimat,“ Gesänge. (Dresden, Robert Schäfer 1852.) Noch haben wir dieses letzte Werk nicht geprüft, nach dem, was bis jetzt darüber vorliegt, sind diese Schilderungen aus dem ungarischen Revolutionsdrama feurig und prächtig, wie es sich von Karl Beck erwarten ließ.

Karl Beck ist der Dichter einer unklaren Epoche, in der eine Begeisterung, die keinen festen Halt hatte, dominierte. Es ist daher leicht möglich, daß seine Zeitgedichte, seine Reflexionspoesie keinen bleibenden Werth haben, — sein „Janko,“ seine „Berliner Elegien“ und verschiedene kleine Gedichte werden seinen Namen auf die Nachwelt bringen. ☉

Bücherschau.

Deutsches Volksbuch. Erstes bis viertes Bändchen. Magdeburg und Halle, Walter Delbrück, 1852.

Die für das „Volk“ bestimmte Novellistik gewinnt täglich an Ausdehnung und Raum. Das vorliegende Werk, welches derselben angehört, bringt Erzählungen von Heinrich Smidt und George Heseckiel. Die Arbeiten des erstgenannten Autors, aus einer größern und drei kleinern Erzählungen bestehend, zeichnen sich durch feisches lebendiges Colorit, eine hübsche Erfindungsgabe und durch einen Conservatismus aus, gegen den sich, da er in ehrenhaftester Weise kund gegeben ist, nichts einwenden läßt, ohne in Prinzipienstreite zu gerathen. „Berlin und Potsdam,“ eine Brandenburgische Seenovelle (erstes Bändchen) liefert ein hübsches und ansprechendes Bild aus der Zeit, in welcher

der große Kurfürst versuchte eine Marine zu gründen und deutscher Flagge auch auf dem Meere Geltung zu verschaffen. Unter den drei kleinern Erzählungen Smidts (drittes Bändchen) hat uns besonders die aus dem Volksleben der norddeutschen Marschen gegriffene: „ein Bauerngut auf See“ angesprochen.

George Heseckiel hat zwei größte Arbeiten: „Enguerrand von Lamalque, der letzte Troubadour“ und „Aus dem Leben des Todes, sieben Abenteuer“ (zweites und viertes Bändchen) geliefert. Wir können uns mit den Productionen des genannten Autors ein für allemal nicht einverstanden erklären, selbst wenn wir davon absehen wollen, daß Herr George Heseckiel, als der vielbewandte Feuilletonist einer Zeitung, wie die „Neue Preussische“ bekannt ist. Seine Schreibweise hat besonders in dem „Leben des Todes“ etwas Schwülftiges, beengendes und

auf der andern Seite wieder Flüchtigtes und Fabrikmäßiges, daß wir unmöglich Hesekiels „Werke“ als einen Gewinn für unsere Literatur und zunächst

für ein immerhin lobenswerthes Unternehmen, wie das „deutsche Volksbuch,“ betrachten können. ○

Feuilleton.

Literatur.

Eine neue historische Volksbibliothek.

Die im Verlage von C. B. Lorck in Leipzig erscheinende „historische Hausbibliothek,“ herausgegeben von Prof. Fr. Bülow (ein höchst schätzens- und empfehlenswerthes Unternehmen) scheint einen Concurrenten zu erhalten; dies ist die im Verlage von Bruno Hünze angekündigte, von Dr. Friedrich W. Ebeling redigirte „historische Volks-Bibliothek“ deren Prospekt wir hier folgen lassen: was auch immer geschehen und noch geschieht, die Ergebnisse der ein halbes Jahrzehend hinter uns liegenden Bewegungen aus bekannten oder unbekanntem Gründen zu lähmen oder zu vernichten, und ungeachtet der Schwere, welche von allen Seiten her nach allen Seiten hin auf dem deutschen Volke lastet, haben doch alles Drängen und Stämmen, Vorkauern und Dämmen zwei wesentliche Resultate nicht beseitigen können. Diese sind erstlich: lebendigere Theilnahme an allem Oeffentlichen und Allgemeinen, dann ein bis in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreiteter Trieb nach vermehrtem Wissen, erhöhter Bildung, — beide einander verschwärt. Zwar hatte sich, was die erstere betrifft, des Volks eine bedenkliche, fast an Gleichgültigkeit grenzende, Abneigung bemerkt; ihr Wiedererwachen aber ruht sich auf materiellem, wie religiösem Gebiet, und es kann nicht ausbleiben, daß es sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bemerkbare, wenn überall an dem Verständniß desselben gearbeitet wird. Ungeschwächt, ja ersichtlich zunehmend, hatte sich dagegen der Bildungstrieb erhalten; ein Sonderverhältniß, das Eigenthümlichkeit nur des deutschen Wesens ist. Volles Verständniß des öffentlichen Lebens, volle Würdigung der Gegenwart aber ist ohne Kenntniß der Vergangenheit unmöglich. Das was geschieht, steht im Zusammenhang mit dem, was geschehen ist. Und es läßt sich nicht behaupten, daß nur Kenntniß des Geschehenen, der Geschichte, für das Volk genug gethan worden sei. Freilich besitzen wir eine Reihe trefflicher Geschichtswerke; allein sie setzen meist ein Maaß von Bildung und eigener Geistes-thätigkeit voraus, das man billigerweise von dem kleinsten Theil, nicht von dem Kern des Volks erwarten darf; sie sind meist nur für Gelehrte oder wissenschaftlich Gebildete im eng-

sten Sinne des Wortes geschrieben, nicht für die große Menge derer, denen eine bloß allgemeine oder beschränkte Bildung zu Theil werden konnte. Und wiederum besitzen wir recht brauchbare, gründlich, dabei klar und einfach verfaßte Geschichtsbücher, die wohl verdienten, in's Volk zu dringen, doch dazu Geldmittel erheischen, welche die arbeitende Klasse nicht zu opfern vermag. Dasselbe gilt von der periodischen Thätigkeit auf diesem Felde. In Erwägung dieser Umstände tritt die hiermit eröffnete „Volksbibliothek“ in's Leben. Sie soll die wichtigsten Begebenheiten der europäischen Staaten und Völker der Menge — nicht den Gelehrten — zur Kenntniß bringen, also auch das Leben der Männer vortragen, die das Geschick wesentlich umgestaltend in die Ereignisse eingreifen ließ; und in einer Weise, die, wie schon angedeutet, ebenso an sich wie angewandt Zweck ist, ebenso belehrend wie bildend, ebenso zum Verständniß, zur Würdigung der Gegenwart dienend, wie das positive Wissen des Volks bereichernd, ohne einen Augenblick den Standpunkt der Geschichtswissenschaft zu verrücken, das will sagen, ohne einer besondern Partei zu Liebe, ohne die geschichtlichen Wahrheiten nach links oder rechts auszubeuten oder zu verdrehen, wie von den Geschichtschreibern leider allzu oft geschehen. „Der Geschichtschreiber der Menschheit muß, wie der Schöpfer unseres Geschlechts, oder wie der Genius der Erde, unparteiisch sehen und leidenschaftlos richten.“ (Herder.) Endlich nimmt die „Volksbibliothek“ so geringe Mittel in Anspruch, daß sie der Verbreitung nach ebenfalls ihren Namen verdienen kann. Möge sie denn die Gunst in so weit gewinnen, als unsere Willigkeit geht. — Der Preis eines sechzehn bis zwanzig Bogen enthaltenden Bandes beträgt nur zehn Neugroschen eine allerdings beispiellose Billigkeit. Wenn der innere Werth des Unternehmens derselben entspricht, läßt es sich nur freudig begrüßen. Zunächst sollen drei Bände: die Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, des Deutschen Bauernkriegs und der englischen Revolution behandelnd, erscheinen. Der erste Band ist bereits unter der Presse befindlich.

Der Entschluß eines Schriftstellers. Aus Wien lesen wir: Herr Eduard Mautner, Verfasser des gekrönten „Preislustspiels,“ hat Wien mit

London, den Schriftstellerstand mit dem Kaufmannsstand, und Idealität mit Realität vertauscht. Sollte, wie wahrscheinlich, diese Nachricht sich bestätigen, so haben wir nichts weiter darüber zu sagen, als daß Eduard Mautner durch diesen Tausch den unleugbaren Beweis geliefert, wie es ihm um das Schaffen und die Kunst überhaupt niemals ernst gewesen ist, wie er die Literatur einfach als Mittel zum Zwecke einer guten und vielleicht glänzenden Stellung in der Gesellschaft betrachtet hat, das er fallen ließ, als ihm die Erreichung seines Zweckes durch die Literatur problematisch wurde.

Julius von Rodenbergs Gedichte. Der Dichter des „Dorntöschens“ und „König Haralds Todtenfeier“ hat, wie die „Jahreszeiten“ melden, eine sorgfältige Auswahl aus seinen in den verschiedensten Zeitschriften zerstreuten Gedichten veranstaltet, denen er den einfachen, aber dem Inhalte völlig entsprechenden Titel „Lieder“ giebt. Von seinen größern Productionen wiew er denselben vielleicht die letzterschienene „König Haralds Todtenfeier“ beifügen. Julius von Rodenberg gehört zu den wenigen modernen Lyrikern, welche es verstehen, den alten Formen der Frühlings- und Liebespoesie neuen und frischen Geist einzuhauchen. Er verbindet einen reichen Schatz Empfindung mit großer Formgewandtheit und unendlicher Liebenswürdigkeit.

Musik.

Die Stumme von Portici und die Polizei in Elbing. Die „Neue Zeitschrift für Musik“ bringt die Notiz: „in Elbing ist von der Polizei die Aufführung der „Stummen von Portici“ verboten worden“ und fügt hinzu: „oho! wer wiew den Gaul gleich durchgehen lassen. — die Elbinger sind auch lange keine Brüssler!“ Die belgische Revolution von 1830 brach bekanntlich nach einer Aufführung der Stummen von Portici in Brüssel aus.

Indra in Hannover und Güstrow. Florens „Indra“ ist auf dem Hoftheater zu Hannover und auf dem Stadttheater (?) zu Güstrow zum erstenmale aufgeführt worden.

Jenny Ney hat zum Benefiz ihrer Schwester, der Frau Denremy Ney, in Braunschweig als Norma gesungen.

Theater.

Emil Devrients Gastspiel in München.

Emil Devrient hat gegen Ende Mai in München gastirt und die größte Sensation hervorgerufen. Bei Gelegenheit seines Gastspiels wurde auch zum erstenmale Shakespeares „Richard II.“ in der Schlesischen Uebersetzung, für die Bühne vom Darsteller des Helden selbst bearbeitet, gegeben. Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ brachte aus München über Emil Devrients Leistungen eine Kritik, welche auf jeden Fall zu den ungerechten zu zählen ist, wennschon wir den unerhörten Lärm und den maßlosen Enthusiasmus der meisten Blätter für Emil Devrient (der jedenfalls zu den bedeutendsten Schauspielern dieser Zeit gehört) nicht billigen können. Für einen Darsteller, wie Devrient, ist das epithetische Lob, welches ihm diese Blätter heute, und morgen vielleicht einem Couliß-reißer schenken denn doch zu wohlfeil. Der Berichterstatter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ ist sehr befangen gewesen; Emil Devrients wiederholtes Auftreten als „Hamlet“ zeigt, daß es der Künstler versteht, würdig zu antworten.

Das Theater in Braunschweig. Unter den kleinern Hofbühnen zeichnet sich das Theater in Braunschweig durch ein „höchst gebildetes“ Publikum, wie es scheint, aus. Man schreibt von dorthier: „vor dem epochemachenden Gastspiele Jenny Neys“ ging zum besten des Pensionsfonds Lessings „Minna von Barnhelm“ neu einstudirt über die Bretter. Grauensvolle Leere in dem Zuschauertraume bei greipenstigem Dunkel, das seit einiger Zeit unserm Theater überhaupt ein ägyptisches Colorit giebt, empfing das klassische Werk.“ Also so weit ist es gekommen, daß ein Publikum nicht einmal mehr durch die klassischen Lustspiele angezogen wird, sondern wahrscheinlich einen Starke und eine Charlotte Büch-Pfeiffer braucht, um seine schlaffen Nerven ein wenig aufgeregt zu sehen. Wie es unter diesen Umständen die Regie wagen kann, Shakespeares „Was ihr wollt“ einzustudiren, ist nach gewöhnlichen Begriffen unbegreiflich, aber um so achtungswerther und den Direktionen gewisser größter Bühnen zur Nachachtung zu empfehlen.

Ponsards Lustspiel in Weimar. Auf dem Theater zu Weimar ist Ponsards Lustspiel „Geld und Ehe“ zum erstenmale aufgeführt worden. Der Erfolg ist uns nicht bekannt.

Gutzkows neue Tragödie. Karl Gutzkows neues Trauerspiel, nach einer F. Sart „Phillipp und Perez“, nach einer andern einfach „Antonio Perez“, welches wir schon neulich erwähnt haben, ist in Stuttgart über die Bretter gegangen, wie wir ver-

nehmen, mit großem Beifall. Da das Stück jedenfalls über mehr als eine größere Bühne gehen wird, werden wir Gelegenheit haben, weiteres darüber zu sagen und sagen zu lassen.

Roderich Benedix und die Illustrierte Zeitung. Die letzte Nummer der „Illustrierten Zeitung“ bringt unter der Ueberschrift: „Roderich Benedix“ einen Artikel, dem wir, obwohl wir nicht verkennen wollen, daß er in guter Meinung und Absicht geschrieben ist, denn doch auf das Entschiedenste entgegentreten müssen. Wir haben Roderich Benedix's Bemühungen um die deutsche Bühne stets als Verdienste betrachtet, wir haben seinen Stücken „der Bettler“, „Doktor Wesppe“ und „das Gefängniß“ volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wir haben das „Lügen“ ohne Tadel hingenommen und endlich seine gänzlich mißlungene „Matthilde“ so schonend erwähnt, als es nur irgend statthaft erschien. Wenn aber, wie in dem fraglichen Aufsatz in der Illustrierten Zeitung geschehen, Roderich Benedix mit Gukow und Laube die das Publikum zuerst wieder an den Gedanken eines einheimischen Drama's im höhern Style gewöhnten, in eine Reihe, ja in gewisser Hinsicht noch über dieselben gestellt wird, so ist es eine zu starke Zumuthung, das hinzunehmen und, so gern wir glauben wollen, daß die Kritik Benedix gegenüber manche Schuld abzutragen hat, so wenig können wir uns entschließen, das von dem Verfasser des Aufsatzes angestimmte Panegyrikos zu unterschreiben. Roderich Benedix steht doch wenig dem völlig überwundenen Standpunkte Ifflands und, wenn wir lachen müssen bei seinen Stücken, so läßt sich die Gefahr, langweilige Philistermoral als herrschenden Bühnengeist kommen zu sehen, auch nicht verkennen. Eine jede Sache hat zwei Seiten, von dieser aus gesehen, wird man unser Auftreten gegen Roderich Benedix und seinen Historiographen begreiflich und billig finden. Wir werden auch in Zukunft Benedix's Bestrebungen zu beachten und zu würdigen verstehen, wir müssen aber auf der Hut sein, nicht aus einem Extrem in's andre, daß heißt, aus der völligen Nichtachtung in das unbedingte Lob zu fallen.

Correspondenz.

○ Leipziger Wochenchronik.
Den 8. Juni.

Stadttheater: Egmont.

Eine Aufführung des Götheschen „Egmont“ (seit dem Gastspiel Frl. Frankes im vorigen Sommer nicht gegeben) führte uns in das Theater. Im allgemeinen war dieselbe nach den Verhältnissen der hiesigen Bühne gut zu nennen. Besonders Herr Rudolph (Egmont) und Frl. Schaffer (Clärchen) spielten brav und tüchtig. Der letztern wäre in den ersten Aufzügen etwas weniger, in den letzteren etwas mehr Rothurn zu wünschen gewesen. Von den Trägern kleinerer Rollen müssen wir die Herren Stürmer (Oranien), Pauli (Schreiber Bansen), und Frau Eike (Clärchens Mutter) lobend anerkennen. Dagegen befriedigten die Herren Lobe und Böckel, sowie der Gast vom Stadttheater zu Lemberg, Herr Sallmeyer, durchaus nicht. Herr Lobe (Ferdinand, Alba's Sohn) und Herr Böckel (Brakenburg) faßten beide ihre Rollen zu unmännlich auf, wenn wir auch gern zugeben wollen, daß in einigen Scenen der Dichter die Versuchung so ziemlich nahe gelegt hat. In Herrn Sallmeyers Sprache und Spiel vermochten wir durchaus nichts charakteristisches zu finden, und müssen auf unser neulich ausgesprochenes Urtheil zurückkommen. Möglich, daß es ihm gelinzt, in spätern Rollen eine Eigenthümlichkeit herauszuarbeiten, die man jetzt durchaus vermißt. Die Rollen der Regentin und ihres Geheimsehreibers waren durch den Rothlist der Regie gänzlich beseitigt worden. Noch müssen wir erwähnen, daß Herr Ballmann den Schneider Jetter in den Volksscenen etwas zu niedrig komisch gab und dadurch die Stimmung des Publikums störte. — Daß der Genuß der herrlichen Beethovenschen Musik durch verschiedene Arten Geräusch in den Zwischenakten gestört wurde, war sehr bedauerlich.

Beitschwingen.

Aus Gukow's Unterhaltungen am häuslichen Heerd. Um sich vor unangenehmen Ueberraschungen zu bewahren, wird man gut thun, keinen Menschen für unbedeutend zu halten.

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.